

Emilia Sack: Frei

„Mia, Mia, komm, wir wollten doch in die Stadt!“, rief Mama aufgebracht, „sonst kommen wir noch zu spät zu deinem Optiker-Termin!“ Mia, das war ich. 13, mittelgroß, schlank und blond. Eigentlich ein ganz normales Mädchen. Fast. „Ich komme gleich, Mama!“ Oh Mann! Darauf hätte ich auch verzichten können. Aber wenn ich noch nicht mal die Lehrerin vorne an der Tafel scharf sehen konnte (und ich sitze in der vordersten Reihe), dann musste sich Mia-Schätzchen eben eine Brille machen lassen. Dachte Mama. Schnell klappte ich meinen Computer zu. „Mia!!“ „Gleich!“, antwortete ich etwas genervt. Manchmal bringt mich Mama aus der Fassung, dachte ich, als ich die schmale Treppe herunterpolterte. Jetzt hatte ich einmal meine Ruhe, aber nein, dann kam ja Mama mit ihrem dämlichen Optiker-Termin.

„Da bist du ja endlich. Wir wollen los!“ „Hm...“, antwortete ich ihr, während ich mir meine Strickjacke anzog. Kalt war es draußen nicht, angenehm warm, aber Mama bestand darauf. „Nicht, dass du dir noch ein Infekt einfängst!“ Mama ist da sehr genau. Sie arbeitet in einer Kita und hat bestimmt alle Viren schon mal gehabt. „Jaaa...“, antwortete ich. Innerlich verdrehte ich genervt die Augen, äußerlich war ich das brave Mädchen. „Viel Spaß!“ Papa lugte aus der Küche. Er übersetzt Bücher und ist ziemlich faul, weshalb er auch von zu Hause aus arbeitet. Aber jetzt wirkte er topfit und zwinkerte mir zu. „Ach komm, so schlimm wird's nicht, Mia. Du hast dich bald dran gewöhnt.“ „Tschüss, mein Schatz“ , rief Mama ihm zu, bevor sie die Tür aufriss und zum Auto lief. „Tschüss!“, rief ich auch, aber es galt nicht Papa, sondern meinem

kleinen Bruder Dani. Eigentlich heißt er Daniel, aber er ist noch so klein, dass es immer klingt, als würde man einen Geschäftsmann begrüßen und kein zweijähriges Kind. „Tsüs!“, krächte eben dieser und polterte die Treppe herunter. Aber dann, kurz darauf: „Is vill ach mit!“ Bei Dani wurde Mama immer weich, so wie jetzt. Sie lächelte. „Na gut.“ Sie zog ihn schnell an und wir stiegen endlich ins Auto.

In der Stadt war es schön, ich bekam eine Brille. Dunkelblau war sie. „Die ist aber ganz schön stark“, meinte Mama, als wir uns an den Rand des Starnberger Sees setzten. Dani hatte darauf bestanden, die Schwanenküken zu beobachten, von denen er dachte, sie seien weiße Enten. „Quak, Quak“, rief er ihnen zu. Die Schwanenküken antworteten ihm nicht. Ich seufzte, setzte mich ans Wasser und ließ meine bloßen Füße in das klare, angenehm warme Wasser baumeln. Bald darauf rief Dani aber nicht mehr, er schrie wie am Spieß. Ich dachte, er hatte sich mal wieder in die Hose gemacht, aber so war es nicht. Ganz und gar nicht. „Ete bösse!“, schrie er und rannte weinend zu Mama. Ich kapierte erst, dass es keine „Ete“ war, die er meinte, sondern ein Schwan. Ein riesiger Schwan. Aber da war es schon zu spät. „Ahhhh! Au! Au! Au!“, schrie ich, als mich der riesige Schwan biss. Er biss aber nicht irgendwohin, sondern genau in meinen kleinen Zeh. Tränen stiegen mir in die Augen. Das tat verdammt weh! Mir entfuhr ein Schluchzen. Mama war sofort bei mir. „Der hat bestimmt nur gebissen, weil er seine Küken beschützen wollte. Es hat nichts mit dir zu tun. Schwäne sind in dieser Zeit halt so.“ Ich nickte. Der Schwan hatte sich wieder entfernt. Aber irgendwie sah er nicht wie ein normaler Schwan aus. Von ihm ging ein kleines, schwaches Leuchten aus. Seine Augen waren eisblau...

Auf der Rückfahrt war ich ganz still. Ich starrte auf meinen verbundenen Zeh. Er brannte immer noch. Nein, er brannte nicht, eher kribbelte er. Das Kribbeln durchströmte mich, ging durch meine Arme, meine Hände, mein Gesicht. Es tat nicht weh, wie ich erwartet hatte, nein, es fühlte sich wunderbar an. Ich ließ es durch mich hindurchfließen und dachte lächelnd an vorhin. Wir waren nach dem Biss sofort zum Auto gelaufen, aber gar nicht dort angekommen, weil wir vorher noch in die Toilette am See mussten. Dani hatte sich nämlich vor Angst wirklich in die Hose gemacht.

Am nächsten Morgen, nach dem Frühstück, ging ich raus. Ich brauchte Frischluft, nicht immer die verpestete Luft in meinem Zimmer. Ich teile mir nämlich meines mit Dani. Und der wurde gerade gewickelt. „Manchmal ist es wirklich schwer, einen kleinen Bruder zu haben...Aber bald ziehen wir ja um, und ich habe mein eigenes Zimmer.“ Ich war so in Gedanken versunken, dass ich die Gestalt hinter mir nicht bemerkte. „Hey, Kleine!“ Es war Marion, ein Neuntklässler, der das Hobby hatte, Sechstklässlern das Leben schwer zu machen. So richtig schwer. Er war groß, stämmig und hatte braune Haare. Mitten in seinem Gesicht prangte eine riesige Knollennase. Meist hatte er eine verwaschene Jeans und ein dreckiges Hemd an. Ein böser Nachbarsjunge, wie aus dem Bilderbuch. „Sechzig Sekunden!“, rief er mit seiner tiefen Stimme, und ich wusste sofort, was er meinte. Nämlich, dass ich sechzig Sekunden Zeit hatte, um wegzulaufen. Vor seiner Wasserpistole. Vor seiner Wasserpistole, die mit nicht auswaschbarer Farbe gefüllt war. Ich raste los.

“50...49...48...”

Schnaufend war ich an der großen Tanne angekommen.  
„...45...44...43“

Mein Plan war hinaufzuklettern, da die riesigen Zweige der Tanne so dicht standen, dass mich sicher keine Farbe treffen würde.

„...40...39...38...37...“

Ich bekam langsam Panik. Marion war schon bei 20 angekommen. Dann kletterte ich los. Ich war bei zwei Metern angekommen, und meine Finger wurden immer schwitziger.

„...10...9...8...7...“

Marion hatte ein fettes Grinsen im Gesicht. Schnell schob ich mich hinter einen besonders dichten Zweig. Mein Puls raste.

„...5...4...3...2...1...0!!!“

Bei null schoss er erbarmungslos auf mich ein. Oder besser: Auf den Ast vor mir. Ich bekam keinen Spritzer ab, dafür sah die Tanne bald aus, wie ein Weihnachtsbaum, der in einen Farbtopf gefallen war. „Mist!“ schrie er. Dann schleuderte er seine Wasserpistole auf den Boden. Marion drehte sich um und rannte weg. Jetzt war ich allein auf dem Weihnachtsbaum. Von der Angst getroffen zu werden und damit höllischen Ärger zu bekommen, zitterten meine Finger wie ein Gummiband, das man gerade geschnipst hatte. Ich hoffte, dass sie mich hielten. Langsam, ganz langsam, kroch ich den Stamm hinunter. Meine Hand fand halt, meine Finger ließen mich nicht im Stich. Hatte ich gedacht. Sie waren so schweißnass, dass ich abrutschte. Ganz langsam. Ich versuchte mich zu halten, meine Beine irgendwo abzustellen, doch vergebens. Meine Hände rutschten ab. Erst die Linke, dann die Rechte. Ich fiel. Mein Puls ging rasend schnell, der Boden kam immer näher. Tschüss, Welt! Tschüss Familie! Tschüss, sonderbarer Schwan! Ich war

Verzweifelt, machte den Mund auf, wollte schreien, doch dann, dann ergriff mich ein sonderbares Gefühl. Es war ein Kribbeln, wie nachdem mich der Schwan gebissen hatte. Es durchlief meinen ganzen Körper. Dann ging alles ganz schnell. Meine Arme breiteten sich von selbst aus, und ich blieb Zentimeter vor dem Boden...in der Luft hängen! Dann machte es plopp, und ich kam sanft auf den Boden auf. Was, was war gerade passiert? Immer noch unter Schock lehnte ich mich an den Baum. Dabei musste ich aufpassen, dass ich nicht in die Farbspritzer am Stamm berührte. Ich glaube...ich war geflogen! Aber nur ganz kurz. Ich dachte nach. Vielleicht hatte es mit dem Biss zu tun und mit dem Kribbeln! Nachdenklich ging ich nach Hause.

Nach dem Abendessenging ich in mein (und Danis) Zimmer. Ich war fest davon überzeugt, geflogen zu sein. Genauso hatte es sich angefühlt, wild, frei...Ich schloss die Tür ab, zog die Gardinen zu und stellte mich mitten ins Zimmer. Ich konzentrierte mich. Dachte nur ans Fliegen. Ich bekam ganz schwitzige Hände. Als ich nach unten schaute, wurde mir fast schlecht. Es klappte! Meine Füße schwebten eine Handlänge über dem Boden! Nach einer Weile Fassungslosigkeit probierte ich aus, wie ich die Seite wechseln konnte. Ich musste mich in der Luft auf den Bauch legen und dann hin und her schwenken. Nach Oben und Unten kam ich, indem ich meinen Kopf hob und senkte.

Ich war gerade mitten in meinen Flugübungen, da klopfte Mama an die Tür. „Mach auf, ich muss Dani wickeln! “ Sie klang ein bisschen gestresst. Erschrocken plumpste ich auf den Boden. Aua! Das würde ein paar blaue Flecken geben. Dann über ich eben draußen weiter. Ich quetschte mich an Mama vorbei und schwang mich aufs Fahrrad. Nach einer Weile stoppte ich.

Ich war da. Ein Lächeln huschte mir über das Gesicht. Ich wollte hochfliegen. So wie die Vögel. Wie der Schwan...Ich konzentrierte mich aufs Fliegen. Langsam stieg ich in die Höhe. Höher und höher. Mir war mulmig, ich flog ja das erste Mal so hoch. Aber ich stieg höher als die Baumkronen. Vögel flogen an mir vorbei. Nach einer Weile ließ ich mich langsam zu Boden sinken. Als ich aufstand, fühlten sich meine Beine wie Wackelpudding an.

Auf dem Heimweg durchjagten mich die verschiedensten Gedanken. Ich konnte fliegen! Ohne Hilfsmittel! Das hatte bestimmt mit dem Schwan zu tun. Der Biss... Und ich wurde unsichtbar, wenn ich flog. In den nächsten Wochen flog ich noch ein paar Mal. Jedes Mal fühlte es sich so wunderbar an, dass ich beschloss, das Fliegen zu meinem Beruf zu machen.

20 Jahre später...Und das hatte ich wirklich. Ich hatte eine Ausbildung zur Lawinenrettungsmitarbeiterin gemacht. Und was hat das jetzt mit fliegen zu tun? fragt ihr euch sicher. Naja, ich springe mit jemandem aus einem Flugzeug. Mit Fallschirm. Der jemand heißt Nicki und ist mein Rettungshundbegleiter. Nicki und ich sind ein richtig gutes Team. Jetzt war es mal wieder so weit. Wir sprangen aus dem Flugzeug, und würden wieder von Lawinen überschüttete Menschen retten. Bis jetzt hatte Nicki alle gefunden. Ich zog meinen Rucksack an. Und dann sprang ich. Nicki winselte. Er wusste es und ich auch: Wir fielen nicht, wir flogen.

ENDE